

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 28

Artikel: Alfred Huggenberger
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alfred Huggenberger.

Als uns vor Wochen ein Leser der „Bernener Woche“ die Photographie des Dichterhauses in Gerlikon von seiner Ferienreise heimbrachte, faßten wir das als Hinweis auf eine Pflicht auf, der wir uns nicht entziehen dürfen. Viele unserer Leser wissen nicht, wer Huggenberger ist, daß er unser Landsmann ist und als Bauer den Pflug führt und den Dengelhammer schwingt. Ihnen sind wir einige biographische Notizen über den Dichter schuldig. Andere haben davon gehört, aber sie kennen die beiden Bücher nicht, die Alfred Huggenbergers Dichter- und Schriftstellernamen in der deutschen Literatur für ein- und allemal einen ehrenvollen Platz gesichert haben.

Vor 4 Jahren ungefähr erschien Huggenbergers Gedichtsammlung „Hinterm Pflug, Verse eines Bauern“ (bei Huber & Co. in Frauenfeld, brosch. Fr. 2, geb. Fr. 3). Gleich im ersten Jahre erlebte sie 4 Auflagen, ein Erfolg, der für ein Gedichtbändchen als ein ganz ungewöhnlicher bezeichnet werden kann.*) Die Kritik nahm das Büchlein mit Begeisterung auf. Ludwig Thoma schrieb im „März“: „Ich meine es schon lange so, daß unter Regen und Sonnenschein die prächtigsten deutschen Menschen wachsen. Viele Dichter, weil sie sich schöne und einfache Gedanken machen. Da freut es mich, daß jetzt einer von ihnen zur Feder gegriffen hat! . . . In dieser Gedichtsammlung habe ich alles gefunden, was ich gesucht habe . . .“ Und in der „Neuen Freien Presse“ äußert sich Stefan Zweig über das Gedichtbändchen: „. . . Es ist mehr als ein Kuriosum, dieses Buch; es ist guter Besitz und sein Autor mehr als ein dichtender Bauer: ein wirklicher Dichter.“

Das Novellenbuch „Von den kleinen Leuten“, Erzählung aus dem Bauernleben von Alfred Huggenberger, das 1910 im gleichen Verlag herauskam (Preis: brosch. Fr. 4, geb. Fr. 5) fand nicht weniger Lob. Das Erstaunen über den Dichterbauer, der so untadelige Verse schrieb und so stilreine, formvollendete und unterhaltsame Erzählungen verfaßte, wurde laut und unverhohlen ausgesprochen.

Alfred Huggenberger hat es wahrlich nicht nötig, daß wir mit Geberde auf ihn hinweisen. Eines aber schulden wir dem Dichter; den Dank dafür, daß er trotz so vieler Ehren ein schlichter, freundlicher, bescheidener Mann geblieben ist, mit dem man ein liebes Wort sprechen kann wie mit seinesgleichen; ihm ist das Pathos der Distanz fremd geblieben, mit dem so gerne unbeholfene Gelehrte und eingebilddete Dichter ihr bischen Ruhm tragen. Unsere Hochachtung und unsern Respekt hat der Mann schon vorweg, der durch Not und Schicksal hindurch, aus kleinen und schwierigen Anfängen herauf sich selbststeigen auf die Höhe des Lebens gearbeitet hat, von wo aus man ausruhend und rückblickend sagen kann: es war harte Arbeit, aber es war schön. Und mit Bewunderung muß uns das hohe Streben und die zähe Ausdauer erfüllen, die einen Bauernjungen mit Primarschulbildung bloß hinauftrugen auf diese hohe Stufe künstlerischer Erkenntnis. Ganz zuletzt wollen wir ein bischen stolz sein darauf, daß er ein Schweizer und unser Landsmann ist und daß er mitten aus unserem Volk herausgewachsen, das kraft seiner demokratischen Einrichtungen zum Stawen der Fremden so reich ist an Originalität und Tüchtigkeit.

Die nachstehenden kurzen biographischen Angaben übersehen ins Objektive, was Dr. Hedwig Bleuler-Waser in ihrem

feinen Essay im Sonntagsblatt des „Bund“ (Nr. 1, 1911) als Selbstbericht des Dichters wiedergibt.

Alfred Huggenberger ist am 26. Dezember 1867 auf dem einsamen Bauernhof Bewangen, eine Stunde von Frauenfeld, auf Zürcherboden, aber als Thurgauer von Herkunft und Schlag, geboren worden. Großvater und Vater verbesserten das farge Auskommen, das ihnen das magere Gütchen bot, durch Fabrikverdienst. Der Vater kaufte nach und nach etwas mehr Land und blieb aus der Fabrik weg. Dieses „Bauer-werden“, das die Existenz des Sohnes bestimmte, hat der Dichter im Gedichte „Weggefährten“ poetisch verkündet:

Jener, steif und ungebrochen,
Ist mein Ahne, hart wie Stein,
Der das trog'ge Wort gesprochen:
Laßt uns stolze Bauern sein! —



Alfred Huggenberger.

Dem Sohn ist freilich das Bauer-sein und Bauer=bleiben nicht so ganz selbstverständlich gewesen. Die Schule des Dorfes stillte seinen Hunger nach geistiger Nahrung nicht. Er wurde frühzeitig Autodidakt, warf sich im aufkeimenden Drang nach künstlerischer Gestaltung aufs Zeichnen, kopierte, was ihm in die Hände kam, und trug sich sogar eine Zeitlang mit dem Plan, Maler zu werden. Da stellte sich infolge der vielen Nachtarbeit ein Augenübel ein. Der Bauernjunge ließ einen um den andern seiner Pläne fallen und — verbauerte. — Im zwanzigsten Altersjahre fing er an, kleine Theaterstücke zu entwerfen und hie und da Verse zu machen. Durch einen alten Lehrer wurde ihm der Weg zur thurgauischen Kantonsbibliothek gewiesen, aus der er ganze Stöße Bücher auf den Berg trug. Er verschlang sie wahl- und kritiklos, eben wie ein Autodidakt es tut. Er las vor allem Geschichte, machte Pläne für historische Dramen und führte sie mit Beharrlichkeit neben der Feld- und Waldarbeit aus. Das Beste dieser dramatischen Arbeiten — es sind ihrer ein gutes Duzend gedruckt worden — ist der „Bauernkönig“, in welchem der Dichter, wie so viele andere vor ihm, dem Helden des schweizerischen Bauernkrieges ein Denkmal setzen wollte. Den Abschluß dieser ersten, subjektiven Periode seines Dichtens bedeutet das Bändchen „Lieder und Balladen“, mit dem er sich 1895 an die Öffentlichkeit wagte.

Dann übernimmt er den Hof und muß die Feder ruhen lassen, um sich der Arbeit, der Sorgen und — der Schulden zu erwehren. Huggenberger hat wirklich das Leben eines Kleinbauern durchgelebt. Wenn er neben der Arbeit auf Acker und Wiese dichtete, aus innerer Nötigung heraus, so wußten seine Nachbarn nicht viel davon, denn brotlose Künste sind bei den Bauern in der Regel nicht hoch angesehen. Heute hat er, wie er selber schreibt, die Genugtuung, sein Versbüchlein da und dort in einer schwierigen Hand zu sehen.

„Und eine liebe Frau habe ich gefunden,“ so beschreibt der Dichter seinen Lebensaufstieg weiter, „eine Frau, die mit mir gute und böse Tage teilt. Ein Jahr nach unserer Hochzeit brannte unser Heim in Bewangen infolge böswilliger Brandlegung nieder. Alles ist mir durch dieses Unglück verloren gegangen: die Zeichnungen, die ich aus jungen Tagen aufbewahrt, Briefe, Manuskripte, alles. Dafür hat uns Gott in jener Nacht ein Kindlein geschenkt. Obschon zu frühe angekommen, brachten wir's glücklich davon. Es wächst und gedeiht und ist unsere Freude. Das Haus habe ich auch wieder aufgebaut. Doch ist es mir inzwischen gelungen, das mühsame Gut an ein kleines hier in Gerlikon zu vertauschen, das wir allein bewirtschaften können. Wenn ich's recht über-

*) Eben vernehmen wir, daß die 5. Auflage fertig erstellt ist und demnächst im Buchhandel erscheinen wird.

denke: Viel Mühe, aber auch mancher Sonnenblick! Ich habe eine stille Hoffnung, einmal mit den Meinen durch den Frühlingswald wandern zu können ohne eine Sorge im Herzen. . .“

Wertvolle Ergänzungen zu diesem Lebensabriß gewinnen wir aus dem Bändchen Gedichte, von dem ich oben gesprochen habe. In „Hinterm Pfluge“ suchen wir gewiß zuerst den Bauer. Als Bauer bekennt sich Huggenberger mit Stolz:

„Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen.“

„Wir Bauern“ ist so recht das Lied des Bauernstandes; aber es klingt kein Dünkel heraus, kein Geldstolz und keine Großmannsucht, wie wir es von Gotthelfs zünftigen Bauern etwa erwarten. Die Liebe zur Scholle, der Hütte Zauber, des Ackers Schweigen, das Leben mit der Natur, das gibt dem Bauer seine Standesliebe und Arbeitsfreudigkeit. Ein Dichter-Philosoph geht da hinter dem Pflug. Mit schönheitstrunkenen Augen schaut er „das Gold der klaren Herrgottsfrühe“ am Morgen auf dem Acker; er steht und horcht:

„Die erste Lerche hör' ich steigen;
Dem Lied lauscht zitternd Halm und Blatt,
Fern träumt der Wald, sein Lied heißt Schweigen,
Das stets mein Herz gefangen hat.
Ich grüße dich, du klarer Morgen,
Der mir der Scholle Frieden heut!
Der wird sich keine Krone borgen,
Der sich der Gunst der Stillen freut.“

Zu den Friedlichen und Stillen gehört Huggenberger. Er hat ein Herz von Mitgefühl und Mitleid mit Pflanzen und Tieren:

„Schreit' ich hinter dem Pfluge her,
Fällt's mir ein von ungefähr:
Ei, wer gibt dir das Recht dazu,
Tausend Wesen aus ihrer Ruh
Aufzustören? Glend und Pein
Trägst du ins stille Reich hinein.“

Wurm und Grille klagten ihn an: „Warum hast du mir weh getan?“ Er gibt sich liebevoll mit Ameise und Käfer ab, die sein Pflugeisen getroffen und der Anblick der zerquetschten nackten Mäuschen schneidet ihn ins Herz. Mit den Ochsen unterm Joch freit er über die uralte Frage: „Wer gibt dir das Recht dazu“, um Sarkastisch sich selbst ins Unrecht zu setzen, indem er den Streit abbricht:

„Bauerlein, hab' zur Arbeit acht!
Sechsmal hin und zurück vor Nacht!
Hüft, hott, Walse und Sack!
Mögt ihr heute nicht vom Fleck?
Schrullen müssen wohl Schrullen bleiben,
Geht doch alles lust wie wir's treiben,
Und gibt's was Schöneres auf der Welt,
Als so ein sauber gepflügtes Feld? . . .“

(Schluß folgt.)

Der große Brand von Hindelbank.

Der 21. Juli hat in der Geschichte des Berner Landes eine Bedeutung von gravierender Form erhalten. Am 21. Juli des Jahres 1865 war der große Brand von Burgdorf und 46 Jahre später, also am 21. Juli 1911, hat der rote Hahn das der genannten Stadt benachbarte und schöne Dorf Hindelbank heimgesucht. Und wie hat das Feuer dort gehaust! In Trümmer liegen 11 Gebäude im Schätzungswert von ca. Fr. 200,000, unberechnet die zahlreichen beschädigten Wohn- und Dekonomiegebäude und die Kirche, deren Mobilienwert auf wenigstens Fr. 250,000 angeschlagen wird.

Ueber den Ausbruch des Brandes ist man noch im Unklaren. Während die einen behaupten, er sei auf den Funken-

auswurf aus dem Kamin der Brennerei Witschi auf das Dach des Wohnhauses Siegenthaler zurückzuführen, geht eine andere Darstellung dahin, daß er durch einen sogenannten Bremenkeffel in der Liegenschaft Siegenthaler verursacht worden sei. Letzteres wäre möglich, aber das erstere ist wahrscheinlich; denn die Gefährdung der umliegenden, meist noch mit Schindeln gedeckten Häuser in der Nähe des Hochkamins der Brennerei Witschi war längst bekannt und darauf hatte die Feuerchau wiederholt hingewiesen.

Tatsache ist, daß das Wohnhaus Siegenthalers der Herd des großen Brandes ist. Der Wagner Kupp von Hindelbank bemerkte das Feuer zuerst und lief sofort nach dem Spritzenhaus, während seine Frau in der Kirche die Glocken läutete. — Sie sollten zum letzten Mal erklingen. — Da der größte Teil der Bevölkerung auf den Feldern arbeitete, dauerte es eine Weile, bis Hilfe zur Stelle war. Diese verhältnismäßig kurze Spanne Zeit, verbunden mit den Begünstigern eines Riesenbrandes: Trockenheit und Wind, genügten um das Feuer zu einer so furchtbaren Ausdehnung zu bringen. Die Schindeln brannten wie Zunder und die kräftige Wibe wirbelte sie weit in der Luft umher. Dabei entwickelte sich eine Hitze, daß auch Gebäulichkeiten mit Ziegelbedachung, wie z. B. die Kirche, für das Feuer empfänglich wurden. Das Turmdach der Kirche brannte erst, nachdem es schon lange von lohenden Feuergarben umgeben war. An der höchsten Spitze des Turmes fing die Kirche zuerst Feuer; dann stürzte der obere



Vom Brandplatz in Hindelbank: Bei der Brennerei Witschi.